

## Zwischen Dornröschchen und Datenquelle

Festival «Ear We Are» in Biel  
 (5.–7. Februar 2015)

Die Begegnungen mit Vinz Vonlanthen und John Butcher fielen, den ausgeprägten musikalischen Charakteren der Gäste entsprechend, sehr unterschiedlich aus.

Vonlanthens verstärkte E-Gitarre mischte sich nur schwer mit den unverstärkten Streichern, und dass sein Spiel nicht aus vergleichbar feingliedrigen Gesten sich entwickelt wie im Fall des Trios, das wurde bereits im Solo-Set des ersten Teils klar – ein Kontrast als Ausgangslage, den die vier Musiker über weite Strecken fruchtbar machten. Studer-Kimmig-Zimmerlin liessen Vonlanthen viel Raum. Der E-Gitarrist erwies sich im gemeinsamen Spiel zwar nicht als Zugpferd, wusste aber mit flächigen Klängen und verwischten Tupfern die zurückhaltenden Bewegungen der Streicher differenziert einzufärben. Gastgeber und Gast trafen sich irgendwo in der Mitte zwischen zwei musikalisch ziemlich weit entfernten Polen. Und diese Annäherung als Suche nach einem Ort, wo die Musiker sich nicht einfach auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen, sondern Möglichkeiten ausloten, wie man mit- und nebeneinander improvisieren kann, wurde als zentrale Dynamik greifbar und nachvollziehbar.

Virtuoser zwar, aber am Ende doch unbeweglicher fiel das Zusammentreffen mit John Butcher aus. Klarheit und Strenge in der musikalischen Organisation prägten sein Solo im ersten Teil. Dem Zusammenspiel setzte derselbe Gestaltungswille gewisse Grenzen und Butchers technische Versiertheit, führte leider nicht zu spielerischer Wendigkeit. So exponierte sich der Saxophonist wiederholt als Solist, mit dessen Output die drei Streicher zu hantieren versuchten. Das kann bei einem solchen Konzept passieren, ist zwar nicht optimal, gehört als Möglichkeit aber doch zum Reiz des Unterfangens.

Tobias Gerber



Keiji Haino. Foto: Marcel Meier

Es war die neunte Ausgabe des alle zwei Jahre stattfindenden Festivals «Ear We Are», das Anfang Februar in der leerräumten Juragarage am Rande der Bieler Altstadt über die Bühne gegangen ist. Auch diesmal wartete das Programm mit der für den Anlass charakteristischen Heterogenität auf: Nicht nur unterschiedliche Musikstile von Jazz über Noise bis zu Neuer Musik trafen da aufeinander, sondern ebenso Generationen von Musikern, insgesamt rund ein halbes Jahrhundert umfassend, Mentalitäten und Attitüden. Die Reibungen und Inkompatibilitäten, die dabei entstehen können, tragen – neben der zu einem grossen Teil tollen Musik – zur Qualität des Festivals bei. Sie geben Anlass zur Reflexion über das rein Musikalische hinaus, wenn sich zum Beispiel einzelne künstlerische Positionen – der Ausdruck sei hier gewagt – «gegenseitig befragen».

Wurde die Ausgabe 2013 von Roscoe Mitchell mit einem Solo-Set eröffnet, so stand auch diesmal wieder ein einzelner Saxophonist am Anfang der drei Tage:

David Murray, 60 Jahre alt und damit einhalb Jahrzehnte jünger als Mitchell, aber mittlerweile auch einer der sogenannten «Alten», bei dem sich der eine oder die andere wohl gefragt hat, ob seine unverkennbare musikalische Stimme, pendelnd zwischen Avantgarde und Klassizismus, im Hier und Jetzt überhaupt noch eine gewisse Relevanz (oder milder gesagt: ihren Reiz) hat. Technisch auf dem Tenor-Sax und der Bassklarinette überraschend gut in Form, hinterlässt er musikalisch einen etwas zwiespältigen Eindruck. Retrospektiv war Murray schon immer, sein Bewusstsein für die (Jazz-) Geschichte ist gross und deren Verarbeitung innerhalb einer aktuellen Musik stellt eine wesentliche Dimension seines Schaffens dar. Seine Solo-Improvisationen allerdings verlaufen im Konzert dramaturgisch alle sehr ähnlich, starten meistens mit Swing-Phrasen, aus denen er dann ausbricht, hin zum «Free Jazz», gelegentlich wieder zurückkehrend, ein Thema zitierend, luftig-warm und äusserst charmant sein Klang. Murray ist agil und verfügt souverän über sein Material. Das fasziniert zwar, schafft aber letzten Endes den Eindruck nicht aus der Welt, dass seine Ästhetik auch schon längst zum historischen Bestand gehört, der – und das wird in seinem Konzert klar – vor allem als Zitat weiterlebt.

Zeitgenössischer präsentierte sich das Oktett des 1978 geborenen amerikanischen Saxophonisten und Komponisten Steve Lehman. Schon in der kurzen Eröffnungsnummer klingt ein Reichtum an Einflüssen an, der das Folgende prägt. Breakbeat und Post-Rock sind zwei untergeordnete Koordinaten im Lehmanschen Universum, entscheiden der tauchen Steve Coleman und Anthony Braxton immer wieder als Referenzen auf: Coleman in der vertrackten Rhythmik, aber auch in Lehmans Alt-Sax-Spiel. Braxton – einer von Lehmans Lehrern –

in den gewitzten und komplexen Kompositionen, die permanent von Kurz-Soli durchbrochen werden. Cool ist die Performance der acht jungen Musiker, scharf ihr Spiel und sehr aufregend diese Musik, die sich ihrer zu kontrollierten und überarrangierten Momente hoffentlich noch entledigen wird.

Rohes bot an diesem ersten Abend das Duo von Kasper Toeplitz und Myriam Gourfink. Dem Laptop entlockt Toeplitz flackernde Klänge, die sich über ein gut zwanzigminütiges Crescendo zu einer Sound-Wand mit metallischen Höhen und wummernden Bässen aufbauen und die danach langsam wieder abklingen. Die Tänzerin Myriam Gourfink bewegt sich dazu in Zeitlupentempo auf einem Tisch und steuert über Sensoren, die an ihren Extremitäten angebracht sind, einen Teil des klanglichen Geschehens. Obwohl auch bei höchster Lautstärke sehr differenziert, langweilt die Musik in ihrer simplen Dramaturgie. Da wird zu schnell klar, wohin die (allzu bekannte) Reise führt. Und während dem wohligen-existentiellen Bad im dröhnenden Noise vielleicht doch ein gewisser Reiz innewohnt, so stimmt die visuelle Dimension des Auftritts von Toeplitz und Gourfink eher nachdenklich: breitbeinig der Typ am Laptop, mit wenigen Handgriffen um das Wesentliche besorgt, zu seiner rechten das Mädel, das – irgendwo zwischen Dornröschen und Datenquelle – am Ende doch vor allem zum optischen Dekor beiträgt.

Mit Keiji Haino, Steamboat Switzerland und Wolf Eyes versprach das Programm auch am zweiten Abend einen hohen Lautstärkepegel. Der Japaner Keiji Haino erweist sich im Bieler Konzert einmal mehr als enigmatische Figur, kaum fassbar, aber mit einer grossartigen Bühnenpräsenz. Mit Stimme, Gitarre und einer grossen verkabelten Kette bestreitet er sein Set, das gleichermassen Performance ist wie Konzert. Tierhaft röchelnd dringt

anfänglich die Stimme, als habe sie lang in ihm geschlummert, aus seiner Kehle. Dazu beschwört er wie ein Schamane seine Gitarre, bis sich beide – Stimme und Gitarre – im ohrenbetäubenden Feedback scheinbar auflösen. Dazwischen Momente, in denen alles zerfällt und Haino selber nicht so recht zu wissen scheint, weshalb. Hexenmeister, Comicfigur und Alchimist ist er; from outer Space sowieso und natürlich immer auch japanische Projektionsfläche.

Einen brillanten Auftritt lieferten Steamboat Switzerland mit Michael Werthmüllers Stück *Zeitschrei*: Dominik Blum, Marino Pliakas und Lucas Niggli waren in Höchstform und rasten mit atemberaubender Virtuosität und Spielfreude durch die Komposition mit ihren wahnwitzigen Tempi, Rhythmuswechseln und Melodieschichtungen. Das US-amerikanische Trio Wolf Eyes beschloss schliesslich den zweiten Abend. Lärmig und schludrig setzten sie mit ihrer demonstrativ angeschissenen White Trash-Attitude einen gewitzten Gegenpol zur Hochpräzisionsperformance von Steamboat Switzerland.

Ear We Are 2015: ein dynamisches Nebeneinander unterschiedlichster Musikstile. Dass die Konzerte einmal mehr in einer angeregt-ausgelassenen Atmosphäre stattfanden, wurde im Vornherein wohl von manchen fast erwartet. Selbstverständlich ist dies aber überhaupt nicht!

Tobias Gerber

## En éclats

ECLAT Festival Neue Musik Stuttgart  
(5. – 8. Februar 2015, Theaterhaus  
Stuttgart)

Es gibt wieder Bewegung in der zeitgenössischen Musik. Und hätte man nicht schon so oft von grossen Umbrüchen gesprochen, möchte man fast einen Paradigmenwechsel in der Neuen Musik sehen. Er könnte einschneidender sein als die postmodernen Aufbrüche und Rückbezüge der 1970er Jahre. Zwar glaubt man schon lange nicht mehr ernsthaft an eine geschichtsphilosophisch begründete Avantgarde, die den vordersten Wahrheitsstand der Zeit repräsentiert, aber man hat wenigstens immer noch so getan, als gäbe es diesen Kanon. Die jüngste Generation nun macht bei diesem Als-ob einfach nicht mehr mit. Sie integriert in ihre Werke alle Klänge ihres Lebens, zieht keinen anderen Anzug an, wenn sie zeitgenössische Musik komponiert. Hier geht es also nicht um eine ästhetische Öffnung oder um Ausbruchsversuche, sondern es ist ein grundsätzlich neues Komponieren.

Das wurde am ECLAT Festival auch deshalb so evident, weil die Kuratoren (Christine Fischer und Björn Gottstein) diese neuen Positionen oft in harten Schnitten mit Kompositionen kombinierten, die noch einer älteren Ästhetik verpflichtet sind, also quasi mit «richtiger» neuer Musik. Das führte zu spannenden Widersprüchen, und es wurden auch gegenseitige Ansprüche gestellt: Das Unverflorene, aber auch Unausgegrenzte der Jüngeren wurde mit dem Antiquierten, aber eben auch kompositorisch Bewältigten der Älteren vergleichbar.

In grösster Pointierung zeigte sich dieser Gegensatz beim Konzert des Ensemble Modern: Es spielte zuerst Nikolaus A. Hubers (geb. 1939) *L'inframince – Extended* (2013/2014) für Ensemble und gelegentliche Videozuspielungen. N. A. Hubers Musik bleibt weitgehend im Pianissimo, hochdifferenzierte Klänge, die sich – wie der Titel *Inframince* es sagt –